Aus der katholischen Welt /

Von Friedrich Ritter von Lama.

Im Geheimen Konsistorium hat der Papst die neuen Kardinäle ernannt, die dann durch Kuriere davon amtlich verständigt werden und im Anschluß daran die Glückwünsche entgegennehmen; daher erwarten sie die Ankunft des päpstlichen Kuriers meist im Empfangssalon eines Kollegs, der einen würdigen Hintergrund hierfür bietet. Zugleich werden sie eingeladen, sich zwei Tage später beim Papst einzufinden, der ihnen einstweilen das Kardinalsbirett überreicht bzw. aufsetzt und die Dankansprache eines der neuen Kardinäle als Wortführer der übrigen entgegennimmt und beantwortet. So auch diesmal. Die Zeremonie spielte sich am 1. Juli, dem Fest des heiligen Blutes, ab, worauf der Heilige Vater Bezug nahm. In kurzem werde er die neuen Kardinäle daran zu erinnern haben, daß die Kirche und Gott selbst auf die neuen Purpurträger „bis zum Vergießen ihres Blutes" rechnen, „und nun führt uns das liturgische Gedenken des Tages zum kostbaren Blute Christi hin. Dieser sich aufdrängende Gedanke ist vielsagend; er erinnert daran, daß weder der Glanz der Tiara das Haupt des Papstes umschließen, noch der Purpur die Fürsten der Kirche schmücken würde, wäre nicht jenes göttliche Blut geflossen." Im öffentlichen Konsistorium, das am 3. Juli stattfand, wurden die neuen Kardinäle dann in das Heilige Kollegium aufgenommen und vereidigt. Altem Brauche gemäß wurde die Zeremonie zweimal unterbrochen, indem eine Vertretung der Ritenkongregation an den Papst die Bitte richtete, einen in Vorbereitung befindlichen Seligsprechungsprozeß aufnehmen zu lassen; in diesem Falle handelt es sich um den eines 15jährigen Knaben namens Dominikus Savio, eines der ersten Zöglinge des sel. Don Bosco, der im Rufe der Heiligkeit gestorben ist und in den wenigen Jahren seines Lebens zu einer Vollkommenheit gelangt war, daß Gott ihn wiederholt durch Ekstasen auszeichnete.

Eine Abordnung von hundert italienischen Aerzten, die in Vertretung von weiteren sechshundert ihrer Kollegen nach Rom gekommen waren, um den Jubiläumsablaß zu gewinnen, wurde vom Heiligen Vater in besonderer Audienz empfangen. Sie betätigen sich alle innerhalb der Katholischen Aktion Italiens, und so verbreitete sich Pius XI. über diese ihre besondere Mission als katholische Aerzte; zugleich betonte er, vor der wahren und ehrlichen Wissenschaft müsse man alle Ehrfurcht haben. Wenn aber der Name der Wissenschaft mißbraucht werde, um Dinge zu verdecken, die außerhalb des menschlichen natürlichen Bereiches sind, dann gereiche es zur Freude, wenn man noch Aerzte finde, die Gott geben, was Gottes ist.

Zur Neunjahrhundertfeier des heiligen Emmerich, des Sohnes des heiligen Stephan, Königs von Ungarn, wird der Papst den Kardinal Sincero als a. o. Legaten entsenden. Inzwischen haben seitens des protestantischen „Bischofs" von Debreczin, des Hochgradfreimaurers Balthasar, in Verbindung mit französischen Politikern der Linken Treibereien eingesetzt, die vom Reichsverweser Horthy sowie vom Ministerpräsidenten Graf Bethlen, beides Protestanten, mit den hochverräterischen Umtrieben des berüchtigten Grafen Karoly auf eine Stufe gestellt werden.

Die Ernennung zweier orientalischer Titularbischöfe ist ein neuer Beweis dafür, daß es Rom mit einer größeren Berücksichtigung der orientalischen Kirche durchaus Ernst ist. Der General der Marianer, einer in Litauen, Polen, Lettland besonders verbreiteten religiösen Genossenschaft, Pater Petrus Bucys, zum Titularbischof von Olimpo ernannt, empfing am Sonntag, 6. Juli, in der bis in die urchristliche Zeit zurückreichenden Kirche vom heiligen Klemens am Grabe des heiligen Cyrillus nach orientalischem Ritus die bischöfliche Weihe. Gleichzeitig wurde dort der russische Fürst Alexander Wolkonski, einst Adjutant des Zaren und Konvertit aus dem russischen Schisma, zum Priester geweiht. Beide Weihen vollzog der bulgarisch-unierte Bischof Kurteff. Einer der assistierenden Priester war Pater Sipiagin, gleichfalls Konvertit und einst Mitglied der ersten Duma. Die koptischen Katholiken des äthiopischen Ritus in Eryträa erhielten in dem abessynischen Priester Kidané Mariam Cassa einen eigenen Bischof. In Indien wurde von der den Karmeliten unterstehenden Mission von Quilon, die zahlreiche eingeborene Priester zählt, ein Teil abgetrennt und als neue Diözese Kottar dem indischen Priester Pereira als künftigem Bischof unterstellt.

Zu Indianapolis in den Vereinigten Staaten wurde der Millionär Edwin Showers, bisher führender Freimaurer im Staate Indiana, in die katholische Kirche aufgenommen. In England trat der Mathematikprofessor und Dekan der philosophischen Fakultät Edmund Taylor Whittaker, früher Präsident der mathematischen Gesellschaft von Irland, zur katholischen Kirche über. In Boston pflegt alljährlich der Erzbischof Kardinal O'Connell den während des Jahres in die Kirche aufgenommenen Konvertiten gemeinsam das Sakrament der Firmung zu spenden. Diesmal mußte eine Teilung vorgenommen werden, um, den Wünschen der nichtkatholischen Verwandten und Angehörigen der Konvertiten entsprechend, sie an der Feier teilnehmen zu lassen. Zuerst empfingen also 700 Frauen das Sakrament, wobei 4 000 Nichtkatholiken zugegen waren, und dann ungefähr die gleiche Anzahl Herren. — Der australisch-protestantische Geistliche Penry Evans in Melbourne beschreibt seine Eindrücke von einer Reise durch England und die Vereinigten Staaten. Eine Tatsache habe ihn besonders in Erstaunen versetzt und habe ihn sehr nachdenklich gemacht, die nämlich, daß der römische Katholizismus blühe. Von einer Küste zur anderen Amerikas wüchsen neue Kirchen empor, würden Kollegien gebaut und erständen neue Klöster. Dasselbe habe er in England gefunden, und nicht anders sei es auch in Australien.

Moskau hatte wieder einmal verbreiten lassen, die religiöse Verfolgung in Rußland habe aufgehört. Gleichzeitig wird gemeldet, daß zu Odessa der deutsche Pfarrer Koch zu fünf Jahren Gefängnis und Verbannung nach Sibirien verurteilt wurde. In der Solowetzky-Strafkolonie richtet sich der größte Haß gegen den katholischen Priester Budsilovski, einen Polen; er wird von jedem Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossen.

Nach der Einführung des Konkordats hat die kirchliche Eheschließung in Italien auch die bürgerlichen Rechtswirkungen. Daneben ist aber die rein bürgerliche Eheschließung beibehalten. Interessant ist nun das Resultat: In den ersten drei Monaten dieses Jahres kamen auf 79 509 Ehen nur noch 2 665 Zivilehen, also nicht ganz 3 Prozent, unter denen sich überdies viele Nichtkatholiken befinden. Alle anderen, also 76 821, waren kath.-kirchl. Trauungen. Protestantische Ehen waren zwei.

Reiseziele der Katholiken

(Schluß.)

Zum Schlusse noch etwas Allgemeines: Im Ruhrwacht-Haus gibt der katholische Bäderverein ein kleines „Katholisches Reisegebetbuch" heraus, von dem man hofft, daß es einem immer unerträglicher werdenden Uebelstand ein Ende macht. Wir haben zwar die eine, heilige, katholische Kirche; wenn aber zwei Katholiken, die eine Autostunde auseinanderwohnen, miteinander beten oder singen wollen, so stellt sich heraus, daß das nicht geht. Jeder hat es anders gelernt. Jeder hat ein anderes Gebetbuch. In den Erholungsheimen, Kinderheimen, Strandkapellen wächst sich die Sache oft genug zum allgemeinen Aergernis aus. Und, wie noch jüngst an dieser Stelle zu lesen war — die Bischöfe haben das Endziel eines Einheitsgebetbuches auf lange Sicht vertagen müssen. Da ist das kleine „Reisegebetbuch" ein wahrer Retter in der Not. Wenn es sich auch nur um einen Versuch handelt, so hat eigentlich jeder reisende Katholik ein Interesse daran, daß dieser Versuch gelingt. Und so sollte man das Büchlein, das Pfarrer Timmen von Eutin zusammengestellt hat, in Massen auf die Bahnhöfe und in die Reisebüros und Hotelzimmer schaffen. Kein Katholik dürfte reisen ohne das Büchlein im Koffer. Wir sind überzeugt, daß sich der gesunde Gedanke dann bald Bahn brechen, und das kleine Buch der Vorläufer eines größeren, des Einheits-Gebetbuches, wenigstens für die Diözesen Norddeutschlands, werden wird. Das Büchlein kostet broschiert 60 Pfennig.

Nummer 29 Neuß, den 20. Juli 1930 4. Jahrgang

Nachdruck verboten.

Gottesdienst-Ordnung.

Sonntag, den 20. Juli 1930.

½7 Uhr hl. Messe. ½8 Uhr hl. Messe; gemeinschaftliche hl. Kommunion der Jungfrauenkongregation. 9 Uhr Hochamt. ½11 Uhr hl. Messe. ½3 Uhr Andacht und Christenlehre. 4 Uhr Andacht für die Jungfrauenkongregation. 5 Uhr Andacht.

Wochentags.

Hl. Messen ½7, 7.10, 8 Uhr.

Ferienkinder.

Für den schönen Zweck, arme, schwächliche Kinder in den Ferien auf einige Wochen zur Erholung hinauszuschicken, haben wir Sonntag kollektiert. Es sind eingekommen 427 Mark, eine schöne Summe, aber für den Zweck viel zu wenig. Die Pfarrangehörigen werden herzlich gebeten, so weit möglich, durch eine besondere Spende zu helfen, daß auch unsere Pfarrei eine Anzahl Kinder in Erholung schicken kann. Wir haben ungefähr 1000 Kinder in unserer Schule. Wie viele von ihnen wären würdig und bedürftig, wenn die Mittel ausreichten. Spenden wolle man bei der Geistlichkeit oder Lehrerschaft abgeben.

„Sie haben nichts zu essen!"

Welch schreckliches Elend bringt eine Hungersnot! Es gibt keinen unbarmherzigeren, grausameren Tyrannen als der Hunger; er quält sein Opfer mit namenlosen Schmerzen langsam zu Tode. Wenn nun eine Hungersnot entsteht, dann dringt der Hunger in alle Hütten und Häuser und holt überall seine Beute; gewöhnlich bilden auch ansteckende Krankheiten und schlimme Seuchen das schreckliche Gefolge, und was der Hunger noch verschont, das raffen sie dahin. Es gibt aber auch eine geistige Hungersnot, die Hungersnot der Seele. Sie ist über die Welt gekommen, als die Menschen sich trennten von der Quelle des Lebens, von Gott, und sich hinwandten zu den Geschöpfen. Da verloren sie die Gnade und irrten ab von der ewigen Nahrung unserer Seele, ohne welche sie verhungert und verkümmert.

Was sind alle Schrecken der Hungersnot gegen dieses geistige Elend! Bis in die dunkelsten Tiefen des Heidentums ist die Menschheit versunken; kaum noch ein Strahl der ewigen Wahrheit drang dort hinab; und diese Finsternis brütete die größten Sünden und häßlichsten Laster aus. Wohl mochten die Menschen schwelgen im üppigen Genusse aller irdischen Freuden, aber die Seelen hungerten, und dieser Seelenhunger der Heiden machte sich oft in verzweifelten Klagen Luft. Sie fühlten kein Genüge, keine Ruhe; so kalt, so leer war das Herz; wer von ihnen zum Bewußtsein kam, der rief jammernd aus: „Es wäre besser, nicht geboren zu sein!" Das Leben war ihnen nicht mehr lebenswert; denn nicht für diese Erde ist der Mensch erschaffen, sondern für den Himmel, und darum kann diese Erde mit allem, was sie hat, den Hunger des Herzens nicht stillen.

Nun kam der Heiland. Er kam, um wie einst der ägyptische Josef, seine Scheunen zu öffnen und dem hungernden Volke mit vollen Händen auszuspenden. Er selbst war ja das Brot des Lebens; in ihm war die Quelle aller Wahrheit und Gnade, die wie Speise und Trank die Seele nähren. Sollte man nicht glauben, daß alle Welt mit heißen Bitten ihn bestürmt, mit lechzendem Verlangen die Hände nach seinen kostbaren Lebensgaben ausgestreckt hätte? Ach, wie war es doch so anders — und wie ist es noch immer so anders!

Da sitzen so manche Christen die auch hungern, wenn sie auch nicht verhungern. Sie tun ihre Pflicht, aber lau und lässig und vielleicht kaum zur Genüge. Die Seele lebt, aber schwach und kümmerlich. Warum sorgen sie nicht besser? Sie haben noch zu essen, warum langen sie nicht eifriger zu? Warum hören sie nicht öfter Gottes Wort, warum empfangen sie so selten die hl. Sakramente, da ihnen doch alles so reichlich zur Verfügung steht? Warum denn hungern, mein Christ, wenn es gar nicht nötig ist?

Nächstenliebe.

Wer Menschenliebe und Dienstgefälligkeit besitzt, der weiß erfinderisch Jedem, mit dem er in Berührung kommt, irgend etwas Liebes zu erweisen und selbst Abwesenden und Entfernten nützlich zu sein; der weiß immer etwas von seinen Ersparnissen zu erübrigen, womit er andern helfen kann; der hat, wenn auch nicht immer Geld, doch hier ein gutes Wort, da einen zweckmäßigen Rat, dort einen Trost.

Denksprüche.

Wohlzutun sei unser Streben;
Aus der Tiefe eigner Schmerzen
Trösten and're müde Herzen,
Das macht reich das ärmste Leben.

*

Kein Glück ist auf dem Erdenrund
Heilkräftiger, süßer, reiner,
Als Kindermund an deinem Mund
Und Kindeshand in deiner.

Verantwortlich für die erste Seite das zuständige Pfarramt.
für den übrigen Inhalt Kaplan Marx, Köln.

Fünf Minuten Christenlehre / Die Sprache des Kruzifixes

Ein heiliger Ordensmann bat, als er den Tod herannahen fühlte, seine Mitbrüder: „Gebt mir mein Buch!“ Er meinte das Kruzifix. Als man es ihm reichte, drückte er es sterbend an seine Brust, als wollte er sagen: „Ja, das ist das Buch, in dem ich mein Leben lang gelesen habe; mit ihm will ich nun in die Ewigkeit hinübergehen.“

Das Bild des gekreuzigten Gottessohnes ist ein Buch, tieferer Weisheit voll als alle von Menschengeist erdachten Bücher; es kündet uns Wahrheiten, die das Tiefste unserer Seele berühren und unsere letzten Interessen erfassen. Alle irdischen Interessen, die uns sonst in ihren Bann zwingen, erscheinen uns wertlos „wie Kot“ (Phil. 3, 8), wenn wir die Sprache dieses Buches verstehen.

Es spricht zu uns vor allem mit einer beklemmenden Klarheit von der Gräßlichkeit der Sünde. So also beleidigt die Menschensünde den höchsten Gott, daß sein eingeborener Sohn Mensch werden und einen solchen Tod erleiden mußte, um sie zu sühnen! Es genügte nicht, daß ein Engel vom Himmel stieg, um für die Menschenschuld genug zu tun. Der unendliche Gott war beleidigt, und eine unendliche Beleidigung kann nicht gesühnt werden durch ein erschaffenes Wesen, dessen beste Werke immer doch nur endlichen Wert haben können. Es genügte noch weniger, daß ein Mensch sich zur Sühne anbot; seine Sühne hätte nicht nur endlichen, sie hätte vielmehr gar keinen Wert gehabt, da ihm ja der Gnadenstand ermangelte. Und wenn alle Menschen ihr Leben hingegeben hätten oder wenn sie ewig büßten, sie könnten nicht eine einzige Sünde sühnen. Gottes Sohn mußte die menschliche Natur annehmen, mußte die Sünden der Menschen auf sich nehmen und für sie Sühne leisten, sollten nicht die Menschen ewig verdammt sein wie die sündigen Engel.

Was der Gottmensch tut, das hat unendlichen Wert. Darum hätte jedes, auch das kleinste Werk der Sühne genügt, für die Sünden der Menschen der beleidigten göttlichen Gerechtigkeit hinreichende Sühne zu leisten — ein Gebet seines Herzens, ein Seufzer seiner Lippen. Der heilige Thomas von Aquin sagt, ein Tropfen von Jesu Blut hätte gereicht, die ganze Menschheit von allen Sünden zu erlösen. Jesus aber hat nicht ein Minimum, sondern ein Maximum an Sühne leisten wollen, auf daß uns die ganze Furchtbarkeit der Sünde vor Augen geführt würde. Ein durchschnittliches Menschenalter von 33 Jahren durchlebt er als Mensch unter Menschen, ein Leben des Opfers. Der Sühnewille läßt ihn in Nazareth im Schweiße seines Angesichts sein Brot essen; der Sühnewille führt ihn drei Jahre durch das Kreuzfeuer des Hasses, der Verständnislosigkeit, des Undanks und schließlich in die Hände und Stricke seiner Todfeinde; der Sühnewille läßt ihn die Hände nach dem Kreuz ausstrecken, läßt ihn den blutigen Todesgang nach Golgatha hinaufgehen und die Arme auf den Kreuzesbalken ausspannen; der Sühnewille läßt ihn die Verlassenheit von seinem Vater erdulden, die viel härter ist als aller Schmerz des mißhandelten Leibes. Ein Tropfen gottmenschlichen Blutes hätte genügt, die Menschen zu erlösen; er aber gibt sein Blut hin bis zum letzten Tropfen. Noch im Tod läßt er sich er sich das Herz durchbohren, und mit dem Leichenwasser sickert das letzte Tröpfchen Blut aus dem entbluteten Körper. Der tote Heilandsmund spricht nicht mehr; aber dieser letzte Blutstropfen hat eine durchbohrende Stimme. Sie spricht: „Seht, wie gräßlich die Sünde ist, da Gottes Sohn so sie sühnt!“ Wahrlich, wir sind um einen teueren Preis erkauft“ (1 Kor. 4, 20).

Im Buch des Kruzifixes lesen wir aber noch eine andere Wahrheit: Es spricht zu uns mit einer hinreißenden Klarheit von der Liebe Gottes zu uns Menschen. Liebe zu den Menschen war es, die Gott Vater bestimmte, seinen eingeborenen Sohn für sie in den Tod zu geben. Liebe zu den Menschen, die sonst verloren gewesen wären, hat den Gottessohn vom Himmel auf die Erde, vom Leben in den Tod — in diesen furchtbaren Tod geführt. „Er hat den wider uns lautenden Schuldschein ausgelöscht und vernichtet, indem er ihn ans Kreuz heftete“ (Kol. 2, 14). Nichts hat ihn getrieben als seine Liebe; nur „weil er selbst es wollte, ist er geopfert worden“ (Is. 53, 7). Das Maximum an Sühne ist geboren aus dem Maximum an Liebe.

Und indem er mit seinem Blut unsere Sünden getilgt hat, hat er uns nicht nur des Satans Macht entrissen und vor der ewigen Verdammnis bewahrt, er hat uns auch die heiligmachende Gnade und damit die Kindschaft Gottes und das in ihr begründete Anrecht auf den Himmel verdient; er hat uns aus Kindern des Zornes wieder zu Kindern der Gnade gemacht. Wir brauchen nur die Gnaden, die er uns verdient hat, uns nun zu Nutzen zu machen.

Wo gäbe es auf Erden nochmals solche tiefe und selbstlose Liebe! Mein ganzes Leben lang will ich darüber nachdenken; mein ganzes Leben lang will ich im Buch des Kreuzes lesen, bis ich den Gekreuzigten in seiner verklärten Menschheit von Angesicht zu Angesicht schauen und ewig preisen darf.

L. W.

Das Lied von St. Christophorus / Theodor Seidenfaden.

Pilgerzug durch Nacht und Tag
ist des Lebens arme Plag,
steigt aus Dunkelheit empor
zu des Himmels ew'gem Tor.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

Deiner Seele Drang und Glut
trieb dich zu des Königs Gut.
So lockt uns die Macht der Welt,
die das stille Glück zerschellt.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

Und da kam der Herr als Kind
froh zu dir durch Welt und Wind,
gab dir in der Wundernacht
seiner Gnade milde Macht.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

Teufel, Hölle, Sündenbrand
hielten dich mit starker Hand.
Und wir alle sind umdroht
von der Nacht, die ewig loht.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

Doch du suchtest Gottes Kraft,
die der Wunder Blüten schafft,
liefst zu ihm auf jedem Steg,
fandest endlich seinen Weg.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

So umfing dich Seligkeit,
fahrst du Gott unendlich weit.
Laß uns dienen so wie du
bis zu Tod und ew'ger Ruh.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

In der Stille fahrst du klar,
was dem Kinde offenbar:
Daß der höchste Herr nur Gott.
Und es brachen Lust und Spott.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

Gingst zu einem Strome hin,
dientest ihm mit treuem Sinn,
trugst um Gottes hehren Lohn
Brüder durch der Wogen Droh'n.
Führ uns durch der Zeiten Fluß,
heiliger Christophorus!

Der Sommer ohne Sense

Von F. Schrönghamer-Heimdal, Passau-Haidenhof.

Wie's einem im Blute liegt, so muß er es halten, und wenn die Bäche aufwärts fließen. Und wessen Ahnen allezeit Bauern waren, dessen Blut und Leid und Sinn ist eben so beschaffen, daß er das Samensäen und Sensenschwingen nicht lassen kann, es sei denn, der knöcherne Sensemann läßt ihn selber ins Gras beißen, davon es einstweilen kein Aufstehen mehr gibt.

So macht der Bauernmensch oft ein Glück. Aber er weiß nicht, wie es ausgeht. Hat's der Balsenpeter auch nicht gewußt, wie ihn der reiche Fabrikherr aus der Sommerfrische mit in die Stadt genommen und auf einen guten Posten gestellt hat, weil er Gefallen gefunden an dem biederen, treuherzigen Burschen; denn so, wie der Balsenpeter war, wächst in der Stadt kein Bursche mehr, hat der Kommerzienrat in der Laube beim Abendbrot zu seiner Gemahlin gesagt, und die Elsa, was der beiden Tochter war, ist dabei rot geworden bis tief unter den semmelfarbenen Bubikopf hinein.

Der Peter war natürlich gleich Feuer und Flamme, wie er von dem schönen Antrag hörte, und hat gleich eingeschlagen. Nun hört sich das Bauerngeracker auf, dachte er bei sich, und ich werde vielleicht ein Herr in der Stadt wie der Kommerzienrat selber und werde eine Frau haben so süß und fein und schön wie die Elsa ... Und dabei ist auch ihm das Blut in den Nacken geschossen, und eine wehmonnige Unruhe war in seinem Herzen, daß er sich nicht genug darüber wundern konnte.

Denselben Abend noch saß er in der Sommerlaube beim Sensedengeln, dem allerletzten. Denn morgen in aller Herrgottsfrühe ging es schon fort in die ferne Stadt mit dem Schnellzug. Wie er so saß und dengelte, begab es sich, daß sich ein semmelfarbener Bubikopf über ihn beugte. Peter fühlte den weichen, warmen Atem dicht bei seinem Haupte und hörte mit wirren Sinnen die lockende Stimme des schönen Menschenkindes. Dann saßen sie Hand in Hand in der nachtdunklen Laube, und niemand wußte um ihr jungfüßes Geheimnis als die Fledermaus, die flatternd in der Finsternis hin und widerschoß.

Was Wunder, wenn der Balsenpeter in eitel Glück und Wonne schwelgte! Wie sein war erst das Leben in der schönen Stadt! Er bekam gleich neue Kleider, die seine schöne Gestalt erst recht heraushoben, und brauchte nichts zu tun, als Botengänge machen zu den großen Bankpalästen, die in der Hauptstraße standen. In seiner Freizeit durfte er Autofahren lernen, und Elsa ließ es sich nicht nehmen, ihm selber Unterricht zu geben im Tennisspiel und fremden Sprachen. Wie fein diese Stunden waren, weiß allein die Fledermaus, die sie damals daheim noch unflattert hatte.

Dem guten Peterlein verging die Zeit so schnell, daß er gar nicht nachhause dachte. Erst nach Monaten, da der Frühling wieder ins Land zog, überkam ihn eine seltsame Unruhe, die er sich nicht erklären konnte.

Wenn abends die Fabriksirenen ertönten, dachte er bei sich: Bei uns daheim sind es die Herdenglocken. Aber die tun viel feiner und frömmer.

Wenn ihn zur Nacht das Gepolter der Straßenbahn und das Getute der tausend Kraftwagen aus dem Schlafe störten, mußte er an die Sterne denken, die friedsam in die Stille seines Vaterhofes niederblickten, oder an den Röhrenbrunnen, der seine mondgelben Strahlen in das steinerne Becken goß. Und auf diesem Becken — er sah es deutlich vor sich — standen die Worte eingegraben: Peter Balsen, anno 1662.

Wenn am Morgen mißmutige Arbeiterscharen durch die Fabrikpforten schlenderten, mußte er an die Heimleute denken, die schon vor Stunden mit Jauchzen und Singen ins Mähen gezogen waren und jetzt unter der alten Ulme bei der Morgensuppe saßen.

Wenn an den Sommerabenden die vornehmen Müßiggänger zum Tennisspielen kamen und seine Elsa umschwärmten wie die Mistkäfer das Aas einer Fledermaus, dann hätte er mit seinen Bauernfäusten den Schwarm der faden Schwätzer am liebsten vom Rasen gefegt.

Ach, warum durfte niemand wissen, daß er und Elsa eins waren? Warum mußte er zurückstehen, wenn die andern kamen? Wie konnte sich Elsa überhaupt noch mit den andern unterhalten, mit ihnen freundlich sein, sich von ihnen die Hände küssen lassen, dieselben Hände, die schon so oft um seine Wangen gekost: „Warte nur, Liebster! Jetzt muß es noch ein Geheimnis sein! ...

Das alles verstand der gute Peter nicht. Es fehlte ihm trotz allen Wohlergehens etwas, was wesentlich zu seinem Leben gehörte, und seine Unruhe wurde immer größer. War es Heimweh, oder was war es sonst, was sein Blut bedrängte und seinen Sinn so feindlich bedrohte?

Da begab es sich, daß er an einem Sommerabend mit Elsa weit vor die Stadt hinausfuhr, wo nichts mehr war als Land und Stille. Und auf einem Roggenfelde sah er ein Mägdlein sich mühen. Da schwang sich Peter aus dem Wagen, warf Rock und Weste von sich, stülpte die Hemdärmel hoch, nahm dem Dirnlein die Sense aus der Hand und sprach: „Geh du jetzt heim, du schmales Ding! Ich will dir den Roggen mähen. Mähen will ich die ganze Nacht. Morgen kannst du binden und Garben setzen. Jetzt weiß ich, was mir gefehlt hat diesen ganzen Sommer her — die Sense. Und das weiß ich auch: Es soll in meinem Leben keinen Sommer ohne Sense mehr geben!“

Also hatte der Balsenpeter wieder heimgefunden zu sich und seinem Blut, und es half kein Betteln und Flehen mehr von der schönen Elsa, bis sie ihren Bubikopf kühn in den Nacken warf und ein eiskaltes „Na also!“ zum letzten Abschied sprach.

Den Balsenpeter rührte es nicht mehr. Er fühlte den langentbehrten Schweiß in Bächen aus seinen Poren rieseln, und je weiter er mähte, desto wohler ward ihm.

Als aber am Morgen nach der durchmähten Nacht das schmale Dirnlein zum Garbenbinden kam, und Peterlein ihm in die verwunderten Augen sah, da lächelte er still vor sich: „Diese Hände wird keiner küssen als der, den sie zuerst gekost ...

Eher fließen die Bäche aufwärts ...“

Weibertreu! Von Friedrich Goldau.

Daß die Weiber treu waren, weiß jeder, der vom Weinsberger Tälchen zur Ruine Weibertreu kraxelt. Es ist dort Tradition, den Besuchern dieser historischen Stätte die alte Geschichte ins Gedächtnis zu rufen, wie die Weinsberger Weiber, denen zur Zeit der Bauernkriege gestattet wurde, ihr Liebstes mitzunehmen, ihre Männer von der Burg zu Tal trugen.

Auch ich kraxelte an einem Sommertage den Engpaß hinauf. Vor mir ging ein schon älteres Ehepaar. Die Frau stützte sich auf den Arm ihres Mannes.

„Trude“, sagte er, „was meinst du, wie würd's sein?“ —

„Vielleicht wie damals“, meinte die Frau.

„Vielleicht ...“ Er nickte vor sich hin. „Einige würden wohl ihre Männer auf den Rücken nehmen ... Einige ...“

Wir stiegen höher. Oben konnte ich die Karte der Ruine kaufen. Ich nahm sie an mich. Sie trug einen Vers:

„Getragen hat mein Weib mich nicht, aber ertragen. Das war ein schwereres Gewicht, als ich mag sagen ...“

Auf einem Plateau, von dem hinab ich in's Tal sehen konnte, standen zwei Männer. „Wirst nett ankommen“, sagte der eine. „Den ganzen Monatslohn hast verpufft.“

Der andere zuckte die Schultern. „Der Leichtsinn“, gab er resigniert zu.

Ein Bussard stieß nach einem kleinen Sänger im Baumwerk. Das Summen der Hummel, die sich verflogen hatte zwischen das kahle Gestein, vibrierte wie leises Wimmern.

Ich stieg zu Tal. Die Beeren an den niederen Sträuchern waren rot wie Blutstropfen. Steil und beschwerlich führte der Weg hinab. Das Gewicht meines Körpers lastete auf meinen Füßen. Ich stemmte mich, und unter meinen Tritten klopfte ein steter Dreiklang: Er—tra—gen.

Der Christophorus von Emmerich

Von Ludwig Mathar.

Noch immer steht Christophorus, der riesige Ferge, über dem Rheintörchen von Emmerich. Kindlein unterm Arm, Kindlein in der Ledertasche, das Jesuskind auf der Schulter.

Wie einer der hünigen, bärtigen Schiffer vom Hafen sieht er aus, gewaltig, stark und gutmütig, der Freund der kecken Knaben und zierlichen Mädchen, kindlich wie die Kleinen, so daß er das Jesuskind auf seiner starken Schulter tragen durfte.

Ja, nach dem wahren Leben hat der Künstler, einer der berühmtesten Bildschnitzer von Emmerich, den kindlichen Hünen, den Retter der Kleinen, gemeißelt.

Der Stoffel von Emmerich hieß er nur.

War zwar in der Stiftskirche St. Martin mit heiligem Wasser getauft, als gerade der mächtige Kerketorn, der Stolz Emmerichs, vollendet war, dem riesigen St. Christophorus in der Turmhalle zu Ehren. Gedieh aber zum Aerger des Vaters, zum Schreck der Mutter bei seiner Riesengröße so rauh und üppig, daß ihn weder der Bakel des Schulmeisters, das Tauende des Schiffers, noch das Eisen der Stadtknechte bändigen konnte.

Ward in der Waterpoirt ein Torflügel ausgehoben, an einem lagernden Rheinschiff der Anker ausgerissen, im Turm von St. Aldegundis die größte Glocke ausgehängt, so fragte man nicht lang, so flüsterte man nur: „Der Stoffel!" Laut zu schelten getraute man sich nicht.

Nur der Vater, selber bärenstark, eisenfest, fluchte — hinter seinem Rücken — wie ein Türke: „Wär' er, wo der Pfeffer wächst!"

Aber die Mutter, ein grundgütiges, hutzliges Weiblein, dem man solchen Sohn nicht zugetraut hätte, schlang ihren Rosenkranz fester um die verarbeiteten Hände: „Ach wollte er sich doch endlich bekehren, wie sein Namenspatron St. Christophorus!"

Doch der tolle, volle Stoffel trieb es von Tag zu Tag schlimmer.

Soff einem Schiffer bei einer wilden Wette ein ganzes Faß Rheinwein aus.

Schwamm übern Rhein, den andern Torflügel auf dem Rücken.

Stieg auf den Kerketorn und holte den neuen goldenen Hahn herunter.

„Ach! wären wir ihn quitt!" seufzten Bürgermeister und Rat.

„Der Teufel soll ihn holen!" fluchte der Vater.

„Hilf, St. Christophorus, hilf!" flehte die Mutter.

Umsunst!

Er wütete noch wilder, der Stoffel.

Die stärksten Burschen gingen in weitem Bogen um ihn herum, die schönsten Mädchen liefen ihm nach.

Er besah sie sich vom Kopf bis zur Zeh, der Stoffel, die mächtigen, haarigen Pranken in den Taschen der Pluderhosen, sah gleichgültig über sie hinweg, spie in gewaltigem Bogen aus, mitten in den breiten, tiefen Rhein.

Nur mit den Kindlein war er gut Freund.

Den Knaben, die sich ihm an die Pluderhosen hingen, fing er Fische, den Mädchen, die ihm freundlich zulächelten, schenkte er Meermuscheln, die er von Holland mitgebracht, große, an den Ohren rauschende.

Nie tat er einem von ihnen das geringste Leid.

Er, der auf der Tanztenne den Großknecht vom Scholtenhof mit einem Schlag darniederstreckte.

Galt's, durch wilde Sturmflut einen Kahn ans andere Ufer zu bringen, wer ward flehentlich gerufen? Der Stoffel!

Doch sonst ging man ihm gern aus dem Weg.

Und eines Tages war er fort.

Ganz Emmerich atmete auf: Gott sei gelobt und gepriesen!

Der Vater rieb sich die Hände.

Nur die Mutter weinte still in der Dämmerung.

Wie St. Christophorus, sein Patron, wollte er nur dem Mächtigsten dienen.

Das war der Kühne Karl, der gewaltige Herzog von Burgund, der mächtigste, reichste Fürst dieser Welt, der drüben beim Klever Herzog auf der Schwanenburg in Saus und Braus zu Gast war.

Der künftige König des Niederrheins.

Der Stoffel schwamm durch den Rhein, lief mit ein paar Sprüngen durch Aecker und Weiden, sprang über den Kermisdahl, daß die Klever wie vor dem Leibhaftigen ein Kreuz schlugen.

Das Tor zur Schwanenburg war verschlossen. Der Stoffel war hinüber in einem Satz. Stand breit und patzig mitten in dem von hohen Mauern umdräuten Hof. Ein Dutzend Knechte, die sich über den Eindringling warfen, schüttelte er ab wie der Keiler die Meute. „Wo ist der Mächtigste?" gröhlte er, „dem will ich dienen!"

Da führte man ihn wie einen großen Herrn in den herrlichen, von reich verzierten Säulen getragenen Rittersaal, wo Karl der Kühne in all seiner burgundischen Pracht und Macht mit dem Klever Herzog zur Tafel saß.

„Brav!" rief der Kühne Karl, der Spaß verstand, reckte sich und schlug dem Hünen auf die Schulter. Machte ihn auch mit großen Ehren zu seinem Leibwächter, vor dem die Ritter und Räte des Burgunders sich beugen mußten.

Mit dem Kühnen zog der Stoffel vor Neuß. Ragte über all diesen Tausenden von Niederländern und Franzosen, von Lombarden und Engländern wie ein Turm. Nun seht euch vor, Peterlinge! Was hilft euch nun St. Quirinus, euer Marschall und Patron! Karl der Kühne ist mächtiger als d e r! Und gewaltig hilft ihm der Stoffel!

Wenn der mit seinem Sturmblock, einem riesigen Schiffskiel, wider das Obertor donnerte, dann erbebte die Stadt.

Doch elf harte, lange Monate hielten sie aus, die Bürger von Neuß, wider den Mächtigsten der Welt.

Der Stoffel zersplitterte einen Kiel nach dem andern. Der Kühne raste wie Holofernes in seinem Zelt.

Das trutzige Neuß stand fest zu Wasser und zu Lande und ergab sich Hunderten von Stürmen nicht.

Der Stoffel von Emmerich riß das Maul wie ein Scheunentor auf: Die sind mächtiger als Karl!

Wohl stellte er, als der Kaiser endlich von Grimlinghausen und der neuen Erftmündung mit seinen Reitern, der Kölner von den Steinen und übern Rhein mit seinen Zünftlern den Burgunder, seine Brabanter und Welschen, seine Lombarden und Londoner anfiel, im wildesten Getümmel neben Karl seine hundert Mann, mähte furchtbar mit riesiger Stange, daß keiner seinem Herzog zu Leibe kam, doch mit seinem Kindesglauben war's vorbei: Der Kaiser ist mächtiger denn Karl!

„Nichts für ungut!" knurrte er dem geschlagenen Burgunder zu, „nur dem Mächtigsten dient der Stoffel, wie Christophorus, sein Patron!"

Und schlich zum Kaiser wie verprügelt.

Auf dem Markt von Neuß, trotzdem der scharlachrote Kardinal, der päpstliche Legat, einen Waffenstillstand von zweien Tagen verkündet hatte, wollten sie ihn fangen, wie ein wildes Tier in einen Käfig sperren.

Mancher verspürte ja noch Stoffels Beulen.

Da trat der Wütige ein Hundert Neußer in den Dreck.

Fiel dann aber mit gefalteten Händen vor dem Kaiser auf die Knie: „D u bist der Mächtigste! D i r will ich dienen!"

Da wies ihn der faule Friedrich, ein böses Glimmen in den schielenden Augen, in die Küche: „Bei u n s, du langer Laban, fängt's unten an!"

Gedachte so auch den stolzen Burgunder zu demütigen.

Nun mußte der Stoffel, der gewohnt war, wie ein Turm neben dem Mächtigsten zu stehen, wie ein Troßbube in der Lagerküche schuften. Mußte unter einem herrischen Fronvogt wie ein höriger Knecht Klafter Holz klauben, Kübel von Wasser auf krummem Buckel schleppen, ja, mußte spülen und waschen wie ein Weib.

Nicht um Gottes willen tat er's ohn' Zaudern.

Nicht um St. Christophori willen trug er's ohn' Murren.

Mußte Jenem dienen, den er als den Mächtigsten erkannte.

Darum duckte sich sein stolzer Sinn.

Darum ließ er sich von Lotterbuben verlachen.

Ach, so vergeudete er die Demut, seines Frondienstes Lohn!

Und sie taten also, bis daß sie eingetreten waren in den Tempel des Herrn. Und es empfing der Priester das Mägdlein, segnete es und sprach: „Groß gemacht hat Gott, der Herr, deinen Namen unter allen Geschlechtern der Erde; in dir wird am Ende der Tage offenbar machen Gott, der Herr, die Erlösung der Söhne Israels.

Hierauf gingen ihre Eltern hinab, bewunderten und lobpreiseten Gott, daß sich das Mägdlein nicht nach ihnen umgewendet hatte.

Nach Alban Stolz.

Der verlorene Sohn.

Langsam, fast geisterhaft, schlich eine ärmlich gekleidete Frau durch die Straßen einer norddeutschen Großstadt. Hin und wieder sah sie sich ängstlich um, als wenn sie von irgend jemand verfolgt würde. Vor einem hohen Kornspeicher, in der Nähe des Hafens, blieb sie stehen. Sie betrachtete lange das große Haus und seufzte schwer, indem sie die Worte hervorbrachte: „Ach, wüßte ich doch, wo der Junge ist!" In diesem Augenblick ging ein gut gekleideter Herr an ihr vorüber. Dieser glaubte, die Frau habe ihn angesprochen und fragte: „Was für einen Jungen meinen Sie?" Die Frau weinte und brachte nur mühsam die Worte über die Lippen: „Seit gestern ist mein Kind fort — mein kleiner Robert!" In liebevoller Weise fragte jetzt der Fremde:

„Wie alt ist der Kleine?"

„Er ist sieben Jahre alt!"

„Haben Sie ihn schon der Polizei gemeldet?"

„Ja, gestern sofort, als ich von anderen Kindern erfuhr, er sei in die Stadt gelaufen!"

„Ist er schon einmal fortgewesen?"

„Ja — — —!"

Die Frau konnte fast nicht antworten, so schluchzte und weinte sie. Nachdem der Fremde sich ihre Adresse notiert hatte, tröstete er die Frau und ging. Der Tag ging zur Neige. Im Dunkel der Straße verschwand auch die Frau.

Es konnten vielleicht zwanzig Jahre vergangen sein, da war in irgendeinem Vorort der Großstadt in einem kleinen, schlichten Hause große Freude. Als sei ein sehr wichtiges Familienfest zu feiern, so war das Haus geschmückt mit Girlanden und Kränzen.

Das Haus lag nicht weit von der Elbe entfernt. Man konnte vom Fenster aus jeden größeren Dampfer sehen. Heute war ein Brief gekommen, daß Kapitän Wellmann mit seinem Schiff im Hafen läge — —.

Frau Wellmann las immer wieder aufs neue die Stelle des Briefes: „Liebe Mutter, wie lange sind wir nun schon getrennt voneinander. Soviel ich mich jetzt entsinne, hat ein fremder Mann mich mitgelockt, als ich noch ein kleiner Knabe war. Ich wurde ins Ausland verschleppt, bin aber nach einigen Jahren geflüchtet und in dem großen Amerika umhergeirrt. Endlich, nach langer Zeit, fand ich Anstellung in einer Reederei. Heute nun, liebe Mutter, komme ich als verlorener Sohn zu dir zurück. Wie habe ich mich nach dir gesehnt!"

Frau Wellmann lachte und weinte fast zu gleicher Zeit. Da erscholl plötzlich die Sirene des Schiffes. Obschon sie ziemlich gebrechlich war, schickte sie sich an, nach dem kommenden Schiffe zu sehen.

An der Landungsbrücke musterte sie die Fahrgäste des Schiffes. Dann setzte ein stattlicher Herr seine Koffer vor sie hin und fragte nach der ihr bekannten Straße.

Frau Wellmann konnte aber vor Erregung keine Antwort geben, denn das konnte doch nur ihr Robert sein. Ihre welken Arme schlangen sich um den Hals des Mannes mit den Worten: „Mein Robert, mein Robert!"

Nachdem sie sich lange noch betrachtet hatten, gingen sie zu ihrem Heim.

Soweit ihm das Gedächtnis geblieben war, erzählte Robert seiner Mutter tagelang seine Geschichte. Roberts Vater war inzwischen gestorben. So hatte die Mutter nach langem, langem Hoffen ihren Sohn wiedergefunden. Ihre Bitten waren am Thron der Gnade erhört worden. Sie harrte aus im Gebet und durfte erfahren, daß Gott der Herr Gebete erhört.

Friedrich Klingenburg.

Gebet zur Himmelsmutter.

Maria, breit' den Mantel aus
mild über uns und unser Haus,
dann sind wir wohl geborgen,
wie Küchlein in der Henne Hut,
wir fürchten nicht des Satans Wut
und schlafen ohne Sorgen.

Fr. J. K.

An heiliger Stätte in Rellinghausen.

Vor beinahe einem Jahre hatte unsere Klasse ein unvergeßliches Erlebnis. Lustig plaudernd, schritten zweiundvierzig Jungmädchen unter Führung der Lehrerin dem südlichen Stadtteil zu. In der Ferne wand sich das Silberband der Ruhr; leichter Nebelschleier lag über dem Schellenberger Walde, der im Hintergrunde das Tal abschloß.

Lange standen wir Schülerinnen an St.-Alfreds-Predigtstätte und nahmen schweigend das herrliche Naturbild in uns auf. Da, horch! Klang nicht ein zitterndes Glöcklein im Tale? Leise, leise! Als ob es zum Sanktus riefe! Schon trug ein leiser Wind zarte Melodien in unser Ohr. Was ging im stillen Tale vor?

Welch seltenes Bild bot sich den Augen! Da stand Rellinghausens kleine Sühnekapelle, überragt von schattigen Bäumen. Heute war das Kirchlein nicht einsam und verlassen, sondern der Mittelpunkt heiliger Andacht und christlicher Nächstenliebe. Wir Kinder kamen aus dem Staunen gar nicht heraus. Auf Ruhelagern, Liegestühlen, in Sesseln usw. lagen, sorglich gebettet, Kinder, Jugendliche, Männer und Frauen, alle mehr oder minder schmerzbehaftet. Im vertrauenden Gebete schauten die Kranken auf den im Freien aufgebauten herrlichen Altar, auf dem der König des Himmels und der Erde seinen Thron aufgeschlagen hatte.

Eben erklang das Glöcklein zur heiligen Kommunion. Zitternde Krankenlippen beteten: „O Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehest unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird dein Knecht gesund!"

Da nahte vom Altare der Diener Gottes, und schritt mit dem Speisekelche die langen Reihen entlang. Er reichte den Kranken den heiligen Fronleichnam. Welch ergreifendes Bild! Gegen einhundertachtzig Leidende vergaßen wenigstens für kurze Minuten ihr trauriges Los. Die Seelenspeisung war beendet. Dank- und Bittgebete waren verstummt.

Da schauten wir ein neues Bild. Töchter der Caritas im Ordens- und Weltgewande eilten herbei. Hier wurden Kissen zurechtgeschoben, die Kranken gestützt und mitfühlende, tröstende Worte gesprochen; dort brachten Helferinnen für jeden Kranken Stärkungsmittel. Dabei entdeckten wir die abseits der Kapelle gelegenen Erfrischungsräume, in denen fleißige Frauenhände hungrigen Pilgern Kaffee und Brot verabreichten.

Die Kranken aber wohnten neugestärkt dem feierlichen Hochamte bei. Bald bestieg ein Priester die unter Bäumen errichtete Kanzel. Er tröstete die erkrankten Zuhörer in einer besonderen Predigt und wies auf den Wert der Leiden hin, während die Gesunden zur Dankbarkeit ermahnt wurden.

Noch einmal wollte der Herr seine kranken Lieblinge segnen. Vom Opfertische nahte der Priester, den verborgenen Gott in der Monstranz tragend. Mit dieser schritt er von einem Lager zum anderen. Segnend verweilte er bei jedem Kranken. Am Altare aber beteten Priester mit ausgestreckten Händen für die Leidenden. Dieses Bild wird uns unvergeßlich bleiben. Es erinnerte an die biblischen Worte:

„Man brachte zu ihm die Kranken, Lahmen, Müden und Krüppel aller Art. Er aber legte ihnen die Hände auf, und sie wurden gesund."

Nach der Segnung mit dem Allerheiligsten war die Krankenfeier beendet. Helfende Liebe eilte herbei und trug die Ermatteten zu den Autos, die, wie man uns erzählte, von gütigen Besitzern gern zur Verfügung gestellt waren. Stillglücklichen Antlitzes fuhren die Kranken, gerührt durch die Beweise christlicher Liebe, in ihr Heim zurück.

Wir Jungmädchen aber schritten in das trauliche Kapellchen und betrachteten sinnend die Altarbilder, über deren Bedeutung nachdenkend. Die Darstellungen hingen eng zusammen mit der Geschichte des kleinen Gotteshauses. Silberne Glockenstimmen lockten uns wieder ins Freie. Dort ordnete sich unter dem Jubelliede:

„Wahrer Gott, wir glauben dir,
du bist mit Gottheit und Menschheit hier!"

die Prozession, um das hochheilige Sakrament in die Pfarrkirche von Rellinghausen zurückzutragen. Freudig gaben wir dem höchsten Herrn das Geleite, ganz erfüllt von dem Schönen, das wir an der heiligen Stätte gehört und gesehen hatten. Es wird für uns ein unvergeßliches Erlebnis bleiben.

Anmerkung: Nicht nur der Kranken-, sondern auch der Kindertag ist herzerhebend. Er ist in diesem Jahre am Montag nach dem Annenfeste, am 28. Juli. Dann hören die Kleinen ein feierliches Hochamt und eine eigene Kinderpredigt. Dazu sind alle mit ihren Eltern, Lehrern und Lehrerinnen herzlich eingeladen.

Der glückliche Schmied.

Es ist noch nicht lange her, da wohnte am Ende einer Stadt der alte Schmied Thomas. Wenn er des Morgens aufstand, pfiff er schon sein Liedchen, und den ganzen Tag pfiff und sang er, daß die Leute im Dorfe ihre helle Freude hatten.

Eines Tages kam ein Herr in einer Kutsche an der Schmiede vorgefahren. „Grüß Gott, Herr Schmied," sagte er. „Da ist doch meinem Pferde ein Eisen losgegangen. Sie sind wohl der rechte Mann, es wieder anzuschlagen?"

„Glaub's doch," sagte Schmied Thomas. Und Kling—kling—kling—kling schlug der Schmied Thomas auch schon die Nägel ein, sang dabei und als er fertig war, pfiff er noch ein Stückchen.

„Ihnen scheint es doch recht gut zu gehen," sagte der Herr, der sich freute über den fröhlichen Schmied.

„Warum soll's nicht?" fragte der Thomas zurück. „Verdien ich doch jeden Tag soviel, daß es gerade langt, für den folgenden Tag Material und Lebensmittel für meine Familie zu kaufen."

„Und so leben Sie denn von einem Tag auf den anderen?"

„Was soll's, Herr?" fragte Schmied Thomas. „Jeden Tag Arbeit. Ein Liedchen dazu, für das andere laß ich den lieben Herrgott sorgen."

„Da, haben Sie fünfzig Mark," sagte der Herr. Und ehe Schmied Thomas sagen konnte, daß das doch zuviel sei für die Arbeit, stieg der Herr schon in den Wagen. „Behalten Sie es nur," rief der dem Thomas zu, als er davonfuhr.

Nach vier Wochen mußte der Herr wieder vor der Schmiede halten. Aber was war das denn? Der Schmied sang nicht und pfiff nicht. Der Hammer knallte wohl auf den Amboß, aber das war doch mehr Zorn als Fröhlichkeit.

„Nun?" fragte der Herr. „Geht's Ihnen nicht gut?"

„Nein, Herr," sagte Schmied Thomas. „Mit den fünfzig Mark, die Sie hereinbrachten, ging die Fröhlichkeit hinaus. Was wollten sie nicht alles haben: meine Frau ein Kleid, meine Tochter ein Kleid, mein Sohn Schuhe, und ich . . . Es langte zu nichts."

„Dann war es eben zu wenig," sagte der Herr. „Schlagen Sie vier Eisen unter."

Der Schmied Thomas sang nicht und pfiff nicht. Der Herr gab ihm aber, als er fertig war, einen großen Geldschein und kutschierte wieder, wie das erstemal, davon.

Nach vier Wochen hielt der Wagen wieder vor der Schmiede. Noch immer war es still.

„Was denn, zum Teufel," dachte der Herr, „ist der Schmied doch fast ein reicher Mann und singt nicht?" Und flugs stieg er aus seinem Wagen und trat in die Schmiede.

Der Schmied Thomas lehnte am Amboß, hatte die Arme über der breiten Brust gekreuzt und sann vor sich hin. „Kommen mir gerade recht, Sie Unglücksmensch!" rief er dem Herrn entgegen. Dann zog er den Geldschein aus seinem Wams und hielt ihn dem Herrn hin. „Da ist er, nehmen Sie ihn nur wieder mit! Seitdem ich den Schein habe, habe ich keine Ruhe mehr. Was soll ich bloß damit anfangen? Die Räuber könnten ihn mir wegnehmen und mich totschlagen. Ach Gott, was habe ich bloß für schlaflose Nächte gehabt wegen des Scheines! Nehmen Sie ihn zurück!"

Der Herr sah den Schmied Thomas wohl erstaunt an, aber was sollte er tun? Er nahm den Schein an sich, ließ die Pferde beschlagen und fuhr dann wieder, nachdem er dem Thomas den rechten Lohn gegeben hatte, davon.

Wieder nach vier Wochen mußte er an der Schmiede vorbei. Aber wie staunte er! Schon von weitem hörte er den Schmied in den hellen Morgen singen. Das sang und klang ja, als ob die ganze Schmiede voll Nachtigallen säße.

„Gott Lob!" sagte der Schmied, als der Herr ausstieg. „Jetzt, wo ich wieder soviel verdiene, daß es für den folgenden Tag reicht, ist's mir wohler. Herrgott, sag ich, gib mir nicht mehr, als ich zum Leben brauche."

Goldav

Verantwortliche Schriftleitung: Koch, Essen, Ortrudstraße 7.
Druck u. Verlag: Herold-Verlag G. m. b. H., Köln, Hunnenrücken 33/35.

Kindersonntag

Nr. 29 Köln, den 20. Juli 1930 Nr. 29

Die heilige Anna.

Es war vollendet das erste Jahr des Mägdleins, das die Mutter unseres Heilandes werden sollte, und Joachim bereitete ein großes Mahl und lud dazu die Priester und Schriftgelehrten und die Aeltesten und sonst von dem Volk Israel. Da brachte Joachim das Mägdlein den Priestern, und es segneten dasselbe die Priester und sprachen: „Gott unserer Väter, segne dieses Mägdlein und gib ihm einen Namen, der ewig genannt sei von allen Geschlechtern." — Und alles Volk sprach: „Es geschehe, geschehe, Amen!" Dann brachten sie das Mägdlein wieder in das Heiligtum seines Bettleins.

Anna aber sang einen Lobgesang Gott dem Herrn und sprach: „Ich will singen einen Lobgesang dem Herrn, meinem Gott, darum, daß er mich gnädig angesehen und von mir genommen hat den Schimpf vor meinen Feinden; und hat mir eine Frucht der Gerechtigkeit gegeben, einzig in ihrer Art und überschwenglich reich."

Und es ließ die Mutter ihr Kind ausruhen in dem Heiligtum seines Bettleins und ging hinaus und wartete ihnen auf. Als das Mahl zu Ende war, gingen sie fröhlich von dannen und priesen den Gott Israels.

Dem Mägdlein aber mehrten sich die Monate seines Lebens. Es ward nun das Mägdlein zweijährig, und Joachim sprach zu seinem Weibe Anna: Wir wollen es in den Tempel des Herrn bringen und erfüllen das Gelübde, das wir gelobt haben, auf daß Gott der Herr nicht sein Angesicht von uns wende und unsere Opfergabe nicht verschmäht werde. Und es sprach Anna: Warten wir noch das dritte Jahr ab, damit es nicht Heimweh bekomme nach Vater und Mutter." Und Joachim sprach: „Amen, so geschehe es!"

Als das Mägdlein dreijährig geworden war, sprach Joachim: „Wir wollen herbeirufen unbefleckte Töchter der Hebräer, und sie sollen sämtlich Lampen nehmen, und diese sollen angezündet sein, damit das Mägdlein sich nicht umkehre und sein Herz dem Tempel des Herrn entfremdet werde."